

# Matt.Scheibe.

Autor(en): **Richner, Mirjam**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaersblätter**

Band (Jahr): **84 (2010)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559397>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mirjam Richner

## Matt.Scheibe.

---

**Manchmal** schalte ich den Bildschirmschoner in meinem Kopf ein, und dann wirke ich äusserlich wie ausgeknipst. Die Menschen meinen dann, weil ich aussen matt bin, sei ich es innen auch.

Ich möchte die Zeit anhalten, um mir die Antworten im Dialog des Lebens gründlich überlegen zu können. Und danach die Fragen. Ich will Raum schaffen, nachdenken und dann Worte sprechen, die so dick sind, dass sie nicht zwischen den Maschen ent schlüpfen können.

Oft befürchte ich, mich im Labyrinth des Körpers zu verirren. Es ist schon vorgekommen, dass mein Ich in meine kleine Zehe rutschte und ich Tage brauchte, es dort aufzuspüren. Andere können auf ihr Ich verzichten, aber ich habe sonst nichts anderes, nur dieses winzig-gigantische Ich, das wie eine heimliche Versuchung in mir sitzt.

Es macht mir Angst, wenn andere Menschen mich anstarren. Ich frage mich dann immer, was sie sehen. Überhaupt beunruhigt mich, wie sehr mich das beunruhigt. Gibt es etwas, das sie nicht sehen sollten? Das Muttermal neben meiner Nase. Und das Muttermal in meinem Hirn.

Wir Menschen sind alle im gleichen Aquarium. Genau wie die Fische übersehen wir das Glas und glauben, wir hätten eine verführerische Weite vor uns. Gott füttert uns. Manchmal.

In der Strassenbahn versuche ich, anderen Menschen nicht in die Augen zu schauen. Es geht mich nichts an, wo sie ihre inneren Muttermale tragen. Dieser androgyne Mensch starrt mich schon seit der Abfahrt der Bahn an. In meinem Kopf habe ich entschieden, dass es ein Mann ist. Alter? Keine Ahnung. Ich habe noch nie so jemanden gesehen; ein so nichtssagendes Wesen. Ich kann seine Wunden nicht erkennen, und das finde ich ungerecht, weil er meine zu sehen scheint. Bestimmt erntet er mit seinem Blick mein Innerstes ab. Nur weil man die Gelegenheit hat, unbestraft etwas zu stehlen, muss man es noch lange nicht tun.

Bevor ich aussteigen kann, muss ich mich an anderen Menschen vorbeiquetschen. Wie eine Assel zwischen unbeweglich stehenden Holzklötzen. Ich berühre niemanden. Der Mann erhebt sich auch, er steht jetzt ganz nahe bei mir. Kälte umweht ihn. Er schaut mich noch immer an. Seine Haut ist ganz blass, vielleicht wirken darum seine Augen so gross und lodernd. Sein Haar ist fein, Lametta. Jacke, Hose und Schuhe sind schwarz. Das Rot seines Mundes sieht verloren aus in seinem Gesicht, wie ein knalliger Luftballon vor einer grauen Wolkenkulisse. Am liebsten würde ich einen Schwamm nehmen und dieses grässliche Rot für immer wegwischen.

«Nach dir», sagt er, obwohl ich sowieso vor ihm an der automatischen Tür anlange. Als ich auf dem Bahnsteig stehe, fühle ich, wie er mir die Hand auf die Schulter legt. Das ist schrecklich. In meinem Kopf hängt ein Schild, ganz weit oben, und darauf steht, dass mir kein fremder Mensch die Hand auf die Schulter legen darf.

«Pass auf dich auf. Die Strasse ist dicht befahren.»

Ich gehe rasch los und stelle die Lautstärke meiner Gedanken ein. Wenn der Volumenregler ganz oben ist, höre ich die Welt nicht mehr. Ich lasse den Bildschirmshoner laufen und treibe in bunter Schwärze.

Und dann ist da dieser furchtbare Schmerz, der mich plötzlich wie ein hungriges Tier von der Seite her anfällt und meinen Körper zerfleischt. Mein Kopf schlägt hart auf den Asphalt, und ich glaube, wahnsinnig zu werden wegen dieser Unvollständigkeit, die ich an mir fühle. Unvermittelt macht sich eine milde Taubheit in mir breit. Wie durch eine Nebelwand hindurch höre ich Stimmen, Rufe, das Quietschen von Bremsen, das Zuschlagen von Autotüren. Eine kühle Hand berührt mich und tastet zitternd über meine Wange. Das ist richtig. Ich kann nichts sehen, und das ist auch richtig. Meine Ohren hören furchtbar schlecht; das Stimmengewirr explodiert in einer Farbenpracht, nur um dann zu einem unwichtigen Hüsteln zusammenzufallen. Es ist seltsam, wie sich das Gefühl aus meiner Haut zurückzieht; die Hand auf der Wange wird zu Pappe. Irgendwann will ich noch nach Ägypten gehen. Und nach Kanada und ganz gerne auch nach Australien. Ein grünes Band reisst.

**Kaputt** gegangen, gehöre auf den Müll. Inwendig bin ich matt und dunkel geworden. Das gelbstichige Weiss des Krankenzimmers will mich davon überzeugen, dass es auch in mir weiss sei, ein Altweiberweiss. Ich hasse mich. Ich hasse die Autos, das verästelte Leben. Nie wieder werde ich die Gleiche sein. Sie werden mir natürlich allesamt sagen, dass ich geistig noch dieselbe sei. Das ist eine dreckige Lüge. Dem Körper können Dinge widerfahren, die den Geist verheerend treffen. Mein Geist ist explodiert. In seinem Krater sammeln sich Würmer, und ich schaue angewidert zu, wie sie übereinanderwuseln. Lasst mich gehen. Indianer können die Augen schliessen, und das Leben geht. Ich schliesse die Augen, und das Leben wächst, dehnt sich ins Unermessliche, höhnt mit lauter, rechthaberischer Stimme über mich.

Immer wenn ich unbedingt weinen möchte, sind meine Augen trocken. Wie gedörrte Pflaumen hängen sie sinnlos in meinem Schädel und weigern sich, mir bei meiner Befreiung behilflich zu sein. Normalerweise lasse ich dann meine Haut Blut vergiessen, um mich zu spüren, um die Sturzflut der Tränen ihrer Schranken zu entledigen. Hier kann ich das nicht. Es ist seltsam, dass man manchmal erst durch die Versuche anderer, einen zu heilen, richtig krank wird. Im Denken. Am Körper. Vielleicht sind wir aber schon seit jeher krank, auch wenn wir uns gesund glauben. Das Leben ist eine tödliche Krankheit; mit der Geburt wird ihr Räderwerk in Gang gesetzt. Zuerst meint man, man habe eine Immunität, zumindest eine Inkubationszeit, dann begreift man – und fertig.

Wenn andere mich im Krankenhaus besuchen, meinen sie es ja nur gut. Ich sehe sie; aufrecht mit ihren zwei Beinen, und ich hasse sie. Ich an ihrer Stelle würde mich schämen, als Unversehrter zu einem Zerbrochenen zu gehen. Wie fragil der Körper so ist. Fast so fragil wie der Geist.

«Du wirst wieder gesund», sagt Mutter. Natürlich. Migros hat zurzeit HalbpPreis auf Körperteile. Mutter schluchzt. Sie kann weinen. Ich habe sie oft darum beneidet. Es irritiert mich, wie sie von meiner Heilung spricht und dazu heult. Ich möchte sie heilen, denn ihr fehlen viele Gliedmassen im Kopf. Diese müssen ihr ausgerissen worden sein, als sie noch klein war. Das denke ich mir jetzt zumindest so.

«Ich hab dich sehr lieb.» Sie drückt meine Hand, und ich fühle eine heimliche Kraft in ihr.

«Ich bin bereits gesund», sage ich, lächle und verstehe mich. Als die Tür hinter Mutter ins Schloss fällt, wird es im Zimmer heller. Wenn andere Menschen weinen, ist es, als würde die Welt an den Rändern ausfransen.

In diesen Heftchen steht immer, dass man auch ohne wieder glücklich werden kann. Das ist absurd. Ich war schon mit nicht glücklich, wie soll ich jetzt ohne glücklich werden? Absurd ist mein Lieblingswort. Es klingt herrlich. Ich denke gerne über Dinge nach, die absurd sind, und betitle sogar völlig normale

Dinge damit, um ihnen diesen Glanz des Unrealistischen zu geben. Die Lehrer sagen, ich sei verträumt, aber das stimmt nicht. Die Welt selbst geht verträumt durchs Leben und schaut nicht, wo sie hintritt, deshalb rempelt sie mich manchmal an. Was kann ich dafür, dass ich dann schwanke? Raoul sagt, die Autofahrerin sei in psychiatrischer Behandlung. Das ist natürlich schlimm für sie. Oder auch nicht. Ich weiss nicht, woher diese Fahrerin das Recht hernimmt, zu leiden, immerhin bin ich es, die keine mehr hat. Ich will nicht darüber reden.

**Der** blasse Mann aus der Strassenbahn ist gekommen. Er ist bis jetzt der einzige, der in meiner Gegenwart nicht verlegen ist, so, als wäre es normal, keine zu haben. Durch seine Art, mich völlig unbefangen anzublicken, macht er mich heil. Und kein Vorwurf. Nicht etwa ein billiges Ich-hab-dir-doch-gesagt. Das Rot seiner Lippen stört mich nicht mehr, aber die Blässe der Haut ist unappetitlich. Er verspürt keine Eile, etwas zu sagen. Alle andern platzen hier rein, brabbeln den Dreck, den sie sich im Voraus überlegt haben, quetschen ihren Arsch auf den Besucherstuhl, hassen sich und mich für diese Situation und sehnen ihren Abgang herbei. Abgang – natürlich im anderen Sinn. Besonders schlimm ist es, wenn sie die Beine übereinanderschlagen. Das gibt Krampfadern. Die Welt ist so winzig klein, dass man sich innert Sekunden darin verirren kann.

«Warum sind Sie hier?», frage ich. Er lächelt, zieht den Besucherstuhl nahe an mein Bett und schaut mich aufmerksam an. Vielleicht wird er gar nicht antworten. Wenn man ganz selten ein paar Sätze sagt und diese nur mit leiser Stimme, dann hören die Menschen besonders aufmerksam zu. Sie umringen einen, und man wird für Sekunden zu ihrer Mitte. Das Auge des Sturms.

Ich bin von einer tiefgründigen Oberflächlichkeit. Wenn ich tiefer in mir graben würde, käme ich am anderen Ende mit verschmutzten Händen wieder heraus. Dr.Weiler sagte, dass man Geheimnisse haben dürfe. Das hat er nur so dahingeplappert, in Wirklichkeit wollte er sagen, dass ich vor ihm keine Geheimnisse haben soll. Alles sind Geheimnisse, jedes Wort, jede Geste. Meine Gedanken haben vor mir viele Geheimnisse. Glaubst du etwa, du könntest verstehen, was andere ausdrücken wollen? Ich denke das nicht. Ich habe erlebt, dass andere immer meinten, zu wissen, was ich ausdrücken will. Aber ich will höchstens Pickel ausdrücken, jedoch ganz bestimmt nicht mein Inneres.

«Wir gehören zusammen», sagt er. Kann man zu einem Menschen gehören, wenn man nicht einmal seinen Namen kennt? Andererseits sagen Namen sowieso nichts aus. Manch eine Sylvia ist nicht eine Sylvia im eigentlichen Sinn

des Wortes, und manch ein Martin ist überhaupt kein Martin. Ich nenne ihn Bleichgesicht.

«Warum?», frage ich. Man kann sich mitunter ganz böse täuschen. Es gibt Menschen, die meinen, sie gehörten zu einem anderen Menschen, dabei gehören sie nur zu seinem Haar, seinem Lachen, seinen Augen oder sonst zu irgendetwas, nicht aber zu ihm in seiner Vollständigkeit.

«Das lässt sich nicht so einfach erklären», meint er. «Ich habe das intensive Gefühl, zu dir zu gehören. Das spürte ich schon in der Strassenbahn. Du bist es.»

«Bin was?»

«Der Teil, der mir bis jetzt gefehlt hat.»

Seltsam, dass ihm schon immer ein Teil gefehlt hat. Mir fehlen jetzt auch Teile.

«Was schreibst du da?», frage ich. Er setzt den Kugelschreiber ab.

«Ich habe geschrieben: ‹Schweigen ist Silber, Schreiben ist Gold.›»

«Warum?»

«Weil es stimmt. Schreib du was.»

Ich nehme ihm Block und Stift ab, richte mich mühsam ein paar Zentimeter auf und kritzle drei Worte aufs Papier.

«Bildung macht klein», liest er das soeben Geschriebene. «Warum?»

«Weil es stimmt.» Bildung macht ausnahmslos klein. Man kann sich nie vollständig bilden; je mehr man sich bildet, desto mehr sticht das noch Ungebildete hervor. Es lässt einen schrumpfen. Ich verstehe, warum sich Eltern mit einfachem Schulabschluss von Herzen wünschen, dass ihre Kinder eine höhere Ausbildung machen. Sie vergöttern die vermeintliche Grösse der Gebildeten. Doch diese Kinder bleiben lebenslänglich kleiner als ihre Eltern. Das Ungebildete wächst mit dem Grad der Bildung, und je grösser die beiden werden, desto kleiner wird der Mensch.

«Wie klingt dein Lieblingsgeräusch?», will Bleichgesicht wissen.

Ich könnte ihm natürlich sagen, dass mein Lieblingsgeräusch hellgrün klingt und einen samtigen Zimtgeschmack hat, den man jedoch erst beim Abgang – nicht in diesem Sinne – bemerkt. Das würde er nicht verstehen. Jeden Tag ärgert mich, wie sehr ich auf die Menschen Rücksicht nehmen muss.

«Es ist das Rascheln, das entsteht, wenn man ein Hirsekissen zerknautscht», sage ich.

«Ja.» Er seufzt. «Wunderschön.»

«Ihres?»

«Das Geräusch, das entsteht, wenn man einen in der Wand eingelassenen Lichtschalter betätigt. Ich verbinde es mit Dunkelheit und Licht zugleich.»

Er schweigt eine Weile, dann sagt er: «Deine Verletzung ist schlimm.» Erstaunlich, wie oft man einem andern Menschen sagt, was dieser schon lange weiss.

«Das, was Sie sehen, ist nicht das Schlimmste.» Ich will nicht klagen. Ich will nicht darüber reden. Er nickt einfach, steht auf und geht. Das gefällt mir. Sein

Schweigen nimmt den Kanten der Welt die Schärfe. Die Erde ist ein Quader, sie kann nicht rund sein, das wäre zu weich. Ihre Ecken stechen brutal ins Weltall und durchbohren die Lunge des Göttlichen.

**Bleichgesicht** fasziniert mich. Heute will ich ihn duzen. Natürlich bedeutet das nichts, ich duze ja meine Klassenkameraden auch, und es bedeutet nichts. Man muss vorsichtig sein. Die Menschen beißen. Nicht immer gleich heftig. Manche Bisse heilen sogar. Ich meine nicht verheilen.

Graziös setzt er sich auf den Besucherstuhl und schweigt.

«Was meinst du, warum sind wir Menschen so laut?», frage ich. Das Du-Sagen fühlt sich eigentümlich vertraut an.

«Damit wir nichts hören müssen.» Er lächelt. «Schreie nie so laut, dass du dein Echo viele Male hören kannst. Plötzlich könnte dir das zu Hörende missfallen.»

Gewiss ist es eine Marotte von ihm, manches schriftlich zu erledigen. Vielleicht hat er Angst, Wichtiges auszusprechen? Durch das Schreiben ist es gesagt, ohne gesagt zu werden. Das gefällt mir. Auf dem Papier steht: «Am Anfang war das Wort, und das Wort war klug. Es erfasste seine Bedeutung und erschuf neue Worte. Worte haben die Welt kreiert. Worte sind Möbel im Wohnzimmer der Erde. Das Schweigen macht uns die Sprache zugänglich.» Ich denke mir, dass das Schweigen die Bodenheizung eines Hauses in Sibirien ist.

Ich schreibe auf das Papier: «Ich sage nie, was ich weiss. Ich sage immer nur, was ich nicht weiss. Aber ich spreche es in ganz überzeugtem Tonfall aus. Nur so kann ich zu wahren Wissen kommen.»

Bleichgesicht nimmt mir den Block sanft ab. Unsere Finger berühren sich. Seine sind lauwarm und trocken. Ich hasse es, wenn jemand feuchte, heisse Hände hat. Die Hände Bleichgesichts erinnern mich an Reptilienhaut. Ich würde diese Hände am liebsten ewig zwischen meinen halten.

Er schreibt: «Ich schweige, wenn ich sprechen sollte. Ich weine, wenn ich lachen wollte. Ich fürchte mich, wenn ich sicher bin. Ich suche, was ich nicht wissen will.» Dass er weint, wenn er lachen will, ist absurd. Die meisten Menschen lachen, wenn sie weinen wollen. Wenn ich ausgelacht werde, habe ich drei Möglichkeiten: Ich könnte schimpfen, heulen oder lachen. Und mein Mund lacht immer. Was Lachen bedeutet, weiss ich nicht. Es ist mir zur Gewohnheit geworden, dem Lachen zu misstrauen. Lachen ist so gut und zugleich so schlecht, drückt so viel Stärke und Schwäche aus, dass ich manchmal gar nicht verstehen kann, was es sagen will. Das kleine Lachen und das grosse. In manchen Kontexten ist es erlaubt oder gar erwünscht, Lachen hervorzurufen. In anderen wiederum nicht. Ich weiss nicht, wann welche Regel gilt. Man ist be-

stimmt auf der sicheren Seite, wenn man nie Lachen provoziert. Manchmal hätte ich gerne ein Regelwerk mit Angaben zum Menschsein. Ich bin völlig überfordert mit der Menschlichkeit. Sie ist so gross und kompliziert, völlig unlogisch und hektisch. Man müsste das Menschsein zwischendurch wie einen abgetragenen Mantel niederlegen können, damit man sich endlich wieder frei bewegen kann.

«Was denkst du?», fragt er.

«Nichts», sage ich. Er wirkt enttäuscht.

«Du misstraust mir.»

«Nein.» Das hat er jetzt einfach so in mich hineininterpretiert. Ehrlich, so was find ich daneben.

«Warum sagst du mir nicht, was du denkst? Du könntest es auch aufschreiben.»

Ich lache. Ein kleines Lachen.

«Du hast immer so abgeklärt auf mich gewirkt», sage ich, «bis jetzt, wo du mich um meine Gedanken bittest.»

«Ich will nicht alles von dir wissen, aber ein paar Dinge schon.»

«Zum Beispiel?»

«Was du denkst.»

«Das ist aber alles. Wir drehen uns im Kreis.»

Er nickt, steht auf und geht. Mein Gehirn schreit ihm nach, er solle bitte bleiben. Immerhin habe ich ihn doch geduzt! Obwohl das natürlich nichts bedeutet. Ich stürze ungeschützt über die Niagarafälle meines Innersten ins Bodenlose.

«**Was** liebst du?», frage ich Bleichgesicht. Er ist wieder gekommen. Seine unaufdringliche Anwesenheit gefällt mir.

«Musik. Musik ist das Summen der Ewigkeit.» Ich denke an Rap und hoffe, dass die Ewigkeit nicht allzu lange dauert.

«Du?», will er wissen.

«Bücher. Wenn ich in einer Bibliothek bin, würde ich am liebsten in einer Ecke die Campingausrüstung auspacken und für immer dort leben.»

«Was für Bücher liebst du?»

«Solche, deren Inhalt zu gross ist für meinen Schädel. Ich presse sie mir durch die Augen ins Gehirn und schaue fasziniert zu, wie mein Kopf aufbricht. Er wächst dann wieder zusammen, nur ist er schlussendlich ein bisschen grösser als zuvor.»

«Soll ich dir Bücher mitbringen?»

«Nein. Ich kann jetzt nicht lesen. Mein Kopf ist seit dem Unfall so sehr geschrumpft, dass mich sogar ein Kinderbuch überfordern würde.»



«Ich liebe Bücher auch», sagt Bleichgesicht, «aber ganz anders als du. Mein Kopf ist riesengross, und da sind all diese Löcher. Bücher helfen mir, die Löcher zu stopfen. Aber sämtliche Bücher der Welt würden doch nicht ausreichen, alles zu versiegeln.»

«Meine Löcher sind in der Zunge. Sie besteht nur noch aus Hautfetzen, sodass ich manchmal kaum sprechen kann. Zumindest nicht all das, was man eigentlich müsste sagen können.»

«Die Physiotherapie ist nur die halbe Miete», sagt Dr. Weiler. «Wie geht es uns heute?»

Auf einer Frustrationsskala von eins bis dreizehn, auf der nur Primzahlen gelten, habe ich soeben die Siebzehn überschritten.

Manchmal will ich etwas, aber ich kann es nicht. Meine Hände sind bereit, zuzupacken, mein Geist bereit, mitzudenken. Aber mein Wissen ist nicht gefragt, meine Ausdauer nicht verlangt. Es geht mir häufig so, dass ich Projekte gar nicht erst in Angriff nehme, weil ich mir denke, dass mein Schwung nicht reicht. Vielleicht irre ich mich ja, und es entgeht mir jedes Mal ein Stück Welt.

«Gut», sage ich.

«Schmerzen?»

«Manchmal.»

Immer. Überall. Ganz besonders im Gehirn. Ich will mein Hirn satt einbandagieren, damit es nicht aufplatzt und die Würmer hervorquellen.

«Es ist schön, wie du deine Lebenskraft zurückgewinnst. Du schaffst es! Du bist ein starker Mensch. Weissst du, das Leben ist auch lebenswert, ohne dass ...»

Ohne dass ich joggen kann? Ohne Volleyball, Spaziergänge, Schwimmen? Ohne Röcke, Hosen, Socken und Schuhe? Und ohne Selbstachtung? Ich weiss nicht. Doch, ich weiss. Ich lächle Dr. Weiler an.

«Du bist tapfer. Und bald darfst du den Rollstuhl ausprobieren.»

Wie nett. Ich will ihm die Fresse polieren, um das aalglatte Grinsen aus dem Gesicht zu wischen.

«Dann kannst du wieder nach draussen und das milde Herbstwetter geniessen.»

Während mich die Menschen angaffen. Ich verschliesse die Ohren und lasse seine Worte vorbeiplätschern. Ich träume von einem unberührten Land. Der Himmel ist von unbeschreiblichem Blau. Ich rieche. Würzige Erde, Gras, Wolken, Luft. Unter meinem ausgestreckten Körper fühle ich die starke Welt, und ich breite die Arme aus und streichle das Gras. Jeder Halm fühlt sich gut an, kraftvoll und doch weich. Ich höre nichts. Es ist, als trage ich die effizien-

testen Oropax meines Lebens. Ich blicke auf die Welt, die sich vor mir ausbreitet und verliere mich in mir. Eine Fläche voller Gras in einem satten, kräftigen Grün und dort drüben der Saum eines Waldes voller majestätischer Bäume, deren Stämme wippen, während die Blätter verspielt im Wind tanzen. Obwohl die Sonne nur matt scheint, vergolden ihre Strahlen die gesamte Landschaft. Hoch über mir schweben zwei, drei Vögel, ziehen ihre Kreise, schlagen ab und zu kraftvoll mit den Flügeln, bevor sie sich wieder vom Wind treiben lassen.

Zahlreiche Blumen sind im Gras. Ihre Kelche sind von einem dunklen Purpur, und, wie zufällig verteilt, ziehen sich zitronengelbe Tupfer über die Blütenblätter. Manche Blumen haben den Kelch geöffnet, und um ihren Stempel summten Insekten.

Ich verdamme die Armseligkeit meiner Sprache. Was ich vor mir sehe, ist kein Gras, da sind keine Blumen, keine Insekten, keine Vögel, keine Bäume; mein Vokabular ist zu beschränkt, um all diesen wundersamen Schönheiten der Natur einen angemessenen Namen zu schenken.

Ich strecke die linke Hand aus und pflücke eines der purpurnen Kunstwerke, halte es unter die Nase. Die Blüte riecht nach Geborgenheit. Plötzlich weiss ich, wie ich mich schon immer gerne hätte fühlen wollen, und weiss, dass ich hier und jetzt mein Leben hergeben würde, um fortan in diesem Duft leben zu können. Doch schon nach kurzer Zeit verliert die gepflückte Blüte ihren einst so intensiven Geruch, und augenblicklich beginnen auch die Farben zu kränkeln, bis sie nur noch ganz schwach angedeutet sind. Als seien die satten Farben, der Lebensgeist und der Duft so eng miteinander verflochten, dass mit dem Tod des einen die beiden andern sofort auch verenden müssten. Wie Körper, Geist und Seele.

Eine schwer fassbare Leere schwappt über mich hinweg und ist nach einigem Blinzeln schon wieder vergangen. Hätte sie länger angedauert, hätte es mich von innen her zerrissen.

Ich stehe auf und gehe über das Gras. Da verdorrt es zu meinen Füßen. Die Blumen sterben, die Bäume beginnen zu faulen. Ich trete einen Schritt zurück, und das Gras wird wieder satt, die Blumen blühen auf, die Bäume erholen sich. Ich rühre mich nicht und starre auf dieses Land, das schön ist, wenn man es nicht betritt, das stirbt, wenn man es besitzen will. Und ich ziehe mich ganz zurück, um die heilige Ruhe nicht zu stören.

«... deshalb ist es wichtig, immer mit anderen Menschen darüber zu reden.»

Dr. Weiler schaut mich erwartungsvoll an. Ich nicke, lächle und denke an eine Backsteinmauer.

**Ich** spreche nur noch mit Bleichgesicht. Bei allen anderen stelle ich mich schlafend. Ihn allein brauche ich. Es ist schön, dass ich seinen Namen nicht kenne und er den meinen nicht. Das bringt uns einander ganz nahe.

«Menschen, die andere als Monster bezeichnen, sind selbst Monster», sage ich. «Krasse Behauptung. Würde ich persönlich so nicht sagen. Intoleranz als Reaktion auf Intoleranz ist zwar verständlich, aber auch heikel. Bist du denn ein Monster?»

«Warum?»

«Weil du soeben andere als Monster bezeichnet hast. Ich will dir nichts unterstellen, ich frage nur.»

«Ich wusste schon, dass ich ein Monster bin, als ich noch gar nicht denken konnte.»

«Warum?», fragt Bleichgesicht.

«Weil meine Seele nicht hell ist.»

«Wie ist sie denn?»

«Mehrfarbig. Der Rand ist blau, orange und grün. Gegen innen wird sie immer dunkler. Ganz zuinnerst ist sie so strahlend schwarz, dass man nicht hinschauen kann, ohne geblendet zu werden. Sie ist aufgehängt an einem gläsernen Faden, der sich durch meinen Zeigefinger zieht.»

«Durch den Zeigefinger?»

«Mit keinem anderen Körperteil – ausser der Nase vielleicht – kann man so zart streicheln.»

«Oder so anklagend zeigen.»

«Ich habe ja zugegeben, dass sie mehrfarbig ist!» Das ist unfair. Schliesslich habe ich mir meine Seele nicht ausgesucht, höchstens nachträglich ein bisschen in Form gestaucht.

«Fürchtest du dich vor dem Tod?», fragt Bleichgesicht abrupt.

«Wenn er mit dem Zeigefinger nicht anklagt, sondern streichelt, dann sehne ich ihn herbei.»

«Der Tod hat keine Finger. Er ist Wind. Er kommt und weht sanft dein Bewusstsein fort.» Die Vorstellung gefällt mir. Sie hat etwas Leichtes. Und etwas Schweres. Die Welt ist der Widerspruch. Ich: mitten drin.

«Wohin?»

Bleichgesicht lacht, und ein bisschen Farbe kommt in sein Gesicht.

«Das weisst du. Dieses Wissen ist höchstens verschüttet. Der Tod ist dein Gast. Du hast ihn in deinen Tempel aufgenommen, als du geboren wurdest. Warum ignorierst du ihn zeitweise? Und warum sehnst du ihn dann wieder herbei? Du solltest ihn mit mehr Gelassenheit und mehr Selbstverständlichkeit behandeln. Nicht wie einen unliebsamen Eindringling oder einen Furcht erregenden Kaiser. Das spürt er. Rufe ihn nicht, er ist sowieso stets da und käme dir immer zu früh. Rede einfach mit ihm und alles wird rund.»

«Worüber?»

«Nicht über ihn selbst.»

«Sondern?», frage ich.

«Über das Leben. Es ist verschwistert mit dem Tod. Der Tod besitzt Schlüssel zu Pforten im Leben, die du ohne seine Hilfe nicht öffnen kannst.»

«Was für Pforten?»

«Pforten zur Furchtlosigkeit, zur Innerlichkeit, zum Abgerundetsein, zur Selbstlosigkeit und zur Kraft. Wenn der Tod dir winkt, kannst du verzweifeln oder die Schlüssel nehmen und zu einer Zuversicht finden, die vielen Lebenden noch nicht zugänglich ist, weil sie sich unbesiegbar glauben.»

«Und dann sterben?»

«Und dann sterben.»

**Mirjam Richner** wurde 1988 geboren und wuchs in Unterentfelden auf. Schon als Kind war sie von der Schrift fasziniert und begann selbst früh Kurzgeschichten, Gedichte und längere Prosaarbeiten zu schreiben. Heute studiert sie Deutsch und Mathematik an der Pädagogischen Hochschule in Aarau.